

№ 3. 1897.

's Zeller Trautl.

Novelle von **Paul Oskar Höcker.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Die Schantlbäurin klapperte mit ihrem Schlüsselbund und rauschte zur Thür. Dort blieb sie stehen und besann sich auf eine kleine Nichtswürdigkeit. Denn es konnte ihr durchaus nicht passen, daß der Puppenspieler die Oberhand behielt.

„'s ist eine Freud', daß dem Herrn wenigstens das Kleingeld nit ausgeht, wann er auch schon die großen Schulden nit zahlen kann."

„Jetzt — wenn das wieder eine Anspielung sein soll," meinte der Spielerhansl, „da muß ich lachen." Und er versuchte wirklich zu lachen.

In diesem Augenblick trat die alte Zierl in den Flur, zu dem die Thür offen stand, blieb aber verschüchtert vor der Thürschwelle stehen, als sie die zornig hin und her fahrende Neuwirthin gewahrte.

Der Spielerhansl leerte seinen Enzian auf einen Zug, die Augen dabei zukneifend und seinen Kopf so energisch zurückwerfend, daß einige Gefahr für den türkischen Fez entstand. „Wird eh nit lang mehr dauern, daß ich die Sklaverei hier mitmach'. Man hat auch sein' Freund', die einem unter die Arme greifen."

„Wird schon ein nett's G'scheidtl sein, das der Herr da heut' Nacht in der „Krone" beschwatzt haben mag!"

„So ein G'scheidtl, nach dem die Zeller Madels mit allen zehn Fingerln haschen — und die Wittwen auch!" grinste der Puppenspieler. „Weil er nämlich ein Haus besser im Stand z' halten weiß, als zwanzig Weibsleut' zusammen."

„Jetzt — wen meint Ihr eigentlich damit?" Die Schantlbäurin war plötzlich sehr roth geworden. —

Rosel drückte sich sachte nach der Hinterthür, denn ein feiner Instinkt sagte ihr, daß sie ihre Anwesenheit bei dieser ungemüthlichen Aussprache bei nächster Gelegenheit zu büßen haben würde.

„Wen werd' ich denn meinen? Den Toni mein' ich."

„So? Also **den** hat der Herr ang'pumpt?"

Das kam so scharf heraus, daß der Spielerhansl ordentlich zusammenfuhr. „Zum Deixel, seit wann schuld' ich denn der Frau Schantl Rechenschaft?" stieß er zornig hervor.

„Ihr nit — aber der Toni. Denn der ist mein Oberknecht!" sagte die Schantlbäurin. „Und er soll zu mir halten, damit 's G'sind einen Respekt hat!"

„Und zu mir soll er halten," gab der Spielerhansl übereifrig zurück, „weil er mein Schwiegersohn wird — ja, weil er der Mann von meinem Trautl wird."

Da gab's drei höllisch überraschte Gesichter. Das der Rosel verschwand blitzschnell durch die Hinterthür. Die Schantlbäurin gewahrte in diesem Augenblick erst das dritte, das sich geisterbleich durch den Thürspalt des Flureingangs hereinschob. „Hörst, Mutter Zierl?"



Nikita I., Fürst von Montenegro. (S. 19)

„So ein Sakra!" murmelte die Alte. Und man wußte nicht, ob sie ihren ungerathenen Sohn oder dessen künftigen Schwiegervater meinte.

„Wird eh noch so ein alter Schaden sein," sagte die Schantlbäurin, die sich endlich faßte, geringschätzig.

Der Spielerhansl hätte die Hände in die Taschen seiner Joppe gesteckt und weidete sich an der Verblüffung der beiden Frauen.

„Kein alter Schaden, Frau Schantl. Das ist ein ganz jung's Glück. Ich hab' selber erst gestern meinen Segen geben müssen."

„Einen Segen habt Ihr geben?" rief die alte Zierl außer sich. „Ihr Hanswurst! Ich möcht' doch wissen, ob das nit die Sach' der leiblichen Mutter wär'!"

Die beiden Frauen standen hüben und drüben, auf den Puppenspieler unter heftiger Gestikulation einredend. Dem wurde es allmälig ungemüthlich. Einen solchen Sturm hatte er nicht zu entfesseln geglaubt. Jetzt erinnerte er sich auch plötzlich seines Versprechens, reinen Mund zu halten. Er suchte das Freie zu gewinnen.

„Jetzt — das ist ja, als ob man in ein Wespennest sticht. Laßt's Einen doch außi! Zum Sakra!" rief er.

„Heut' Nacht haben s' ihm das Köpferl ein-g'heizt — dem Toni!" erklärte Josepha Schantl der betrübten Mutter. „Aber eine Schand' ist's, daß der Herr Vater seinen Segen zu so einer Liebschaft gibt."

„G'rad thu' ich's. Denn aus Liebesleut' werden Eh'leut'."

„Nit immer!" sagte die Schantlbäurin spitz.

„Die Frau Schantl muß's ja wissen!" gab der Spielerhansl impertinent zurück und schlug die Thüre mit einem großen Geknalle hinter sich in's Schloß.

Die gute Josepha hatte sich bis zu diesem Augenblick wacker gehalten. Jetzt warf sie sich auf einen Stuhl und begann in ihr weißes Sacktüchel hinein zu weinen.

Die alte Zierl zog gleichfalls etwas, das einem Taschentuch hätte ähnlich sein können, benutzte es mit auffallend viel Geräusch und sagte schließlich: „Jetzt — was man an so einem Bub'n doch Alles derleben muß!"

4.

Rauchend vor Zorn gelangte der Puppenspieler in's Freie. Er rückte an seinem Fez, setzte ihn unternehmend auf's linke Ohr, zwirbelte seinen Bart und trat mit unheilverkündender Miene in den Anbau.

Da stand seine Tochter an der kleinen Bank im Treppenflur. Sie putzte Messer und Gabeln — natürlich wieder für die Schantlbäurin. Vielleicht blos um ihn zu ärgern.

Bei seinem Eintritt in's Haus fuhr eine dünne schmächtige Gestalt, die neben der Bank auf einem Schemerl gehockt hatte, hastig empor.

Der Franz Joseph war's — der Geigerfranzl.

„Hat da Einer ein schlecht's G'wissen?" fuhr ihn der Spielerhansl an, indem er ihm einen lauernden Intrigantenblick zuwarf.

„G'stohlen hab' ich g'rad nit!" sagte der Geigerfranzl gezwungen lachend, auf den, wie er glaubte, scherzenden Ton des Puppenspielers eingehend.

„Aber 'rumg'faullenzt wird!" schnarrte der Spielerhansl.

Jetzt merkten die Beiden, daß der Alte auf Krakeel gestimmt war.

„Huijeh — schlecht Wetter!" sagte Trautl kleinlaut.

„Du hast z' schweigen!" herrschte sie der alte Komödiant an. „Ich hab' die Tyrannisirerei einmal satt!"

„No, Herr Golter," lenkte der Geiger schüchtern ein, „'s Trautl hat ja eh kein Wörtl g'sagt — und ein despektirlichs schon gar nit."

„Das wär' auch eine neue Mod'!" zürnte der Puppenspieler weiter. „Den ganzen Tag hat man seinen Aerger, und nit einmal z' Haus sollt' man seine Gemüthlichkeit haben? Da dank' ich für das elendigliche Leben. Tui! Tui!" Der Spielerhansl drückte in nicht mißzuverstehender Deutlichkeit seinen Abscheu vor diesem elendiglichen Leben aus.

„Paßt's dem Herrn Golter leicht nit, daß ich mich sehen laß?" fragte der ganz blaß gewordene junge Mann schüchtern. „Ich stör' 's Trautl gewiß nit bei der Arbeit. Und ich denk', wir sind doch alte Freund'. Und weil ich doch von Zell fortgeh' —"

Der Puppenspieler sah ein, daß er zu schroff gewesen war. Der Geigerfranzl sprach nämlich immer in einem so rührend unterwürfigen Ton, und in seinem blassen, schmalen Gesicht lag eine so tiefe Wehmuth.

„So, so. Hm, hm. Ihr geht also fort von Zell. — Alle?"

Der Geigerfranzl lehnte sich an die Wand, seufzte und sah nachdenklich auf seine Schuhspitze nieder. „Ja — Alle. Der Vater hat sich nach Salzburg verschrieben. Auf dem Mönchsberg werden wir spielen. Dort ist ein neuer Biergarten ang'legt. Der Vater, der dort war, sagt: feine Leut' kämen da hin, und an die Täg, wo keine Militärkapell' spielt, da sollen wir Konzert geben."

Der Spielerhansl horchte auf. „So, so? Und da verdient's einen schönen Batzen?"

„O mei!" lächelte der Franzl, „viel wird's eh nit sein."

Der Geiger hatte sich wieder auf die Bank gesetzt und blickte trübe vor sich hin. Mehr zum Trautl, als zu deren Vater gewandt, fuhr er dann fort: „Wir sind ja eh keine großen Künstler nit. Die Mutter schon gar nit. Und seit sie's Zittern in die Händ' g'kriegt hat, will's mit dem Harfenspielen gar nit recht mehr gehn. So muß ich halt auch schon dabeibleiben und mein Lebtag einen elendiglichen Biergartenkratzer vorstellen."

Er hatte in sehr bewegtem Tone gesprochen. Trautl blickte den schmächtigen jungen Mann scheu von der Seite an. Ein paar dicke Thränen standen in seinen Augen.

Es trat eine längere Pause ein. Der Puppenspieler erhob sich und erklomm, laut gähnend und sich reckend — denn die durchschwelgte Nacht lag ihm noch in den Gliedern — die schmale Stiege zum Theatersaal.

Der Geiger rückte näher an's Trautl heran, berührte ihren Ellenbogen mit seiner schmalen Hand und sagte: „Du, Trautl, weißt — und dann hätt' ich auch noch eine große, große Bitt', mußt aber nit bös sein!"

Das Mädchen sah ihn verwundert an. Es lag etwas wie Angst im Ausdruck seiner Augen.

„Ich — ich — ich möcht' Dich 'was fragen!" stammelte er.

Trautl hatte seit langer Zeit in der Familie des Franz Müller verkehrt. Es waren dies schlichte, fleißige Musikanten. Das Kind des Puppenspielers, das an die angeseheneren Familien Zells keinen Anschluß zu finden vermochte, hatte in dem gemüthlichen Kreise der Müllers manchen behaglichen Abend verbringen dürfen. Der blasse, junge Musikant mit seinen treuen, matten Augen war ihr lieb und vertraut wie ein Bruder. Es war in diesem Verhältniß darum auch gar keine Veränderung eingetreten, als sie damals den Toni kennen gelernt hatte.

Aber heute, in der Stunde des unvorhergesehenen Abschieds, befand sich der Geigerfranzl in einer ganz eigenthümlichen Stimmung. Deshalb war er auch so jäh emporgeschreckt, als der Puppenspieler plötzlich eintrat.

„Weißt, Trautl, weil wir jetzt doch voneinander gehn sollen, und weil der Vater meint, nächsten Winter kämen wir nimmer her, so möcht' ich Dich halt fragen —"

Abermals stockte der Franzl. Nein, so kam er nicht weiter. Der Muth fehlte ihm.

„Gelt, Trautl, Du wirst noch einmal zu den Eltern kommen? Schau, die Margaretl und 's Annerl müssen packen, sonst kämen s' g'wiß her, und der Vater und die Mutter sagen auch, Du sollst Dich doch sehen lassen."

„G'wiß, Franzl!" sagte das Mädchen freundlich. „Wann seid's denn Alle bei einand'?"

„Heut' Abend nit. Heut' fahren wir nach St. Johann, weil wir da im „Löwen" spielen, und kommen erst bei Nacht z'rück. Aber morgen am Tag — dann — ja, dann hätt' ich Dich halt auch noch 'was z' fragen, Trautl."

Seine Lippen zitterten. Als er mit seiner Hand jetzt den Arm des Mädchens berührte, zuckte diese schreckhaft zusammen: die Hand war eisig kalt.

„So frag' doch gleich, Franzl!" sagte sie verwundert, indem sie sich zwang, gutmüthig zu lächeln.

„Heut' — heut' kann ich's nit. Gelt, das ist komisch? Aber — aber morgen... wirst schon sehen — 's muß halt sein!"

Er war hastig aufgestanden und fuhr mit seinen kalten, bebenden Fingern über die Stirn, auf der die Schweißtropfen perlten.

„Jetzt — Du bist aber ein Bub! Geh' — sag' doch — hast mir ja ganz Angst g'macht!"

Der Geigerfranzl schüttelte stumm den Kopf, setzte seinen runden Filzhut auf und lief ohne Gruß davon. Draußen blieb er plötzlich wieder stehen, unschlüssig, ob er zurückkehren sollte. Dann schüttelte er abermals den Kopf und eilte die Straße nach dem Markt hinauf.

5.

Nach dem Kirchgang stellten sich die ersten Gäste im „Neuwirthshause" ein, bald kam der Nachschub, und im Wirthsgarten und in der Schankstube, auf dem Flur und vor dem Hause wimmelte es schließlich von Gästen. Der Geistliche hatte den Bauern wieder einmal so derb in's Gewissen geredet, daß sie Alle von einem gewaltigen Schüttelfrost angepackt worden waren. Kein Wunder, daß sie jetzt von innen wacker dagegen einheizten. Der Tiroler floß in Strömen, und in der Küche langte eine Bestellung um die andere an. Die Schantlbäurin stand mit rothglühenden Wangen am Herd. Mit ihren blitzenden Augen leitete sie von da aus das ganze Geschäft. Von Zeit zu Zeit lugte sie auch durch das kleine Schiebefensterchen nach dem Schankstübl, wo die Rosel ihres Amtes waltete.

Der Hauptansturm kam um die Mittagszeit. Darauf wurde der Verkehr etwas ruhiger. Die Schantlbäurin, die ihre Mahlzeit, gleich dem Gesinde, stehend in der Küche eingenommen hatte, konnte endlich einmal ihrem Bereich den Rücken kehren. Sie hatte beim Mittagsmahl wenig Appetit entwickelt. Einmal sättigte schon der warme Küchendunst, und dann — —

Ja, sie wollte es vor sich selbst zwar nicht wahrhaben, aber es wurmte sie doch ganz gewaltig, daß der Toni sich bis jetzt bei ihr noch nicht gemeldet hatte. War das eine Art! In die Kammer, die sie ihm so sauber hergerichtet hatte, mußte er heute Nacht wohl gerade noch gefunden haben, denn das Fenster, in dem ihr Blumenstrauß gestanden hatte, war geschlossen. Aber nichts rührte sich dahinter. So ein Hallodri! Was muß das doch für ein Kanonenrausch gewesen sein, den der Toni über den lieben langen Festsonntag hin ausschläft! Sie athmete schwer auf und ging endlich mit großen, festen Schritten auf die Scheunentreppe zu.

„Grüaß Gott, Bäurin!" klang ihr da eine bekannte Männerstimme in's Ohr.

Sie drehte sich um. Der Toni stand im Hausflur — mit lustigen Augen, erhitzten Wangen, ganz braun im Gesicht und an den Händen, den Reservestock in der Faust, mit über und über bestaubten Schuhen.

„Jetzt — wo kommst dann Du her?" rief die Josepha überrascht — aber angenehm überrascht. „Ich denk' schon immer: wo bleibt nur der Toni, der Langschläfer?"

„Meint die Bäurin, ich schlaf' gleich in den Pfingstmontag hinein?"

„Ja, wo hast Dich dann 'rumg'trieben? Hätt'st mir nit einen „Guten Morgen" sagen können?"

„Wo ich aus dem Bettl 'rausg'hupft bin," sagte der Toni lustig, „hat die Bäurin noch wie ein dick's Engerl in die Federwolken g'legen."

Ein loses Mundwerk hatte er doch, der Toni. Und wie er das sagt, und wie's um seine Schnurrbartspitzen herum zuckt und lacht! Der Zorn der Schantlbäurin war schon halb verraucht. Aber heimzahlen mußte sie's ihm doch.

„Und bist leicht gleich wieder in die „Krone" 'gangen, um an's lustige End' einen lustigen Anfang z' knüpfen?"

Der Toni machte ein sehr erstauntes Ge-

sicht. „Huijeh — die Welt ist doch arg klein!" rief er, sich hinter'm Ohr krauend. „Jetzt weiß die Bäurin das auch schon?"

„Und noch manch's, was mir arg verwundern thät', wann's wahr wär'!" setzte sie anzüglich hinzu, während über ihre rothen Backen ein dunkler Schatten huschte.

„No, Bäurin, nix für ungut. Aber heut' in der Früh hab' ich einen andern Gang vorg'habt. Und von dem komm' ich g'rad mit einem sakrischen Durst heim."

„Wo warst also?"

„Ha — auf die Felder! Wo sonst?" rief der Toni ganz erstaunt. „Ich muß doch wissen, wie Alles steht."

Die Schantlbäurin riß die Augen weit auf. „Jetzt — das g'freut mich aber!"

„Aber mich nit!" sagte er mit saurer Miene. „O mei — da wird's zu thun geben! Ihr habt die Sach' gar arg verlodern lassen."

Die Schantlbäurin sah ihn verlegen an. „Ja, weißt, Toni, die Wirthschaft gibt so arg viel z' schaffen. Und der Sepp ist eh zu alt derzu, daß er noch 'was lernen thät'. Ich bau' halt auf Deine Freundschaft, Toni!"

„Bin auch derbei! Bin auch derbei!" rief ein hohes Weiberstimmchen aus dem Flur.

Der Bursche drehte sich rasch um. „Juhu — 's Mutterl!" kam es jubelnd aus seiner Kehle. Er ließ die Neuwirthin stehen und sprang auf die alte, klapperige Frau zu, sie umhalsend und küssend. Der standen die dicken Thränen in den Augen.

Toni fand seine Mutter recht alt und schwach. Sie klagte auch gleich über die schlechte Nacht in der Bude am See. Toni schlug die Hände ineinander.

„Ja, zum Deixel, warum bist dann nit beim Ohm abg'stiegen? Kunnt' eh ein bissel mehr für Dich thun, der Pollinger."

„Der?" sagte die Alte, mit dem Kopfe wackelnd. „Ein rechter Weibsfeind ist er, der Schwager."

„Wird nit die Rechte g'funden haben," sagte Toni leichthin, während es in seinen Augen blitzte und funkelte, „und die Rechte muß 's schon sein, wenn sich Einer beweiben soll."

Hier erinnerte sich die Schantlbäurin plötzlich, daß der Toni heute noch nichts Ordentliches zu essen bekommen hatte. Also verfügte sie sich schleunigst in die Küche, um ihm einen guten Bissen zurecht zu setzen.

Als Mutter und Sohn allein waren, trat eine Pause im Gespräch ein. Die alte Zierl überlegte hin und her, wie sie ihrem Toni den Stand der Dinge hier im Haus erklären könne. Ihr Sohn, der nach dem kräftigen Abendschoppen wenig Nachtruhe gehabt hatte und von dem weiten Weg über die Felder ermüdet war, lehnte sich auf der Bank, auf der sie nebeneinander saßen, zurück, schlug die Beine übereinander und starrte zum Himmel empor.

Da vernahm man von nebenan ein lang andauerndes Klingelzeichen.

„Aha, die Kumedi fangt an," sagte die alte Zierl. „Ein liederliches altes Haus ist das doch, der Spielerhansl."

Toni sagte gar nichts darauf.

„Und eine Tochter hat er auch!" fuhr sie dann fort, in einem Tone, als ob das ein Beweis für ihre erste Behauptung sei.

Toni nickte nur vielsagend.

„Und — und — was meinst, Toni, ob die wohl einmal einen anständigen Mann kriegt?"

Jetzt sah der Toni sie überrascht an. „Kann leicht sein," sagte er.

„Hm — ich mein' aber doch — was G'scheidts ist's doch nit, das Madel. Kennst's?"

„G'wiß."

„Wenn ein Madel so viel Schlechts hört und sieht — dann muß 's ja schlecht werden."

Die alte Zierl rückte immer unruhiger auf ihrem Platz hin und her. Sie wollte, da der Toni ihr auf diese Anspielungen hin nicht offen Rede stand, etwas energischer zu Werke gehen. Da drang plötzlich ein großes Geschrei aus dem Hausflur herüber. Die Alte schlug sich ganz überrascht auf's Knie.

„Jetzt — wann man dervon red't! Hörst ihn toben und schreien? Der Spielerhansl ist's."

Toni war aufgesprungen und in's Vorderhaus geeilt. Seine alte Mutter folgte ihm humpelnd nach. Man hörte die scharf befehlende Stimme der Schantlbäurin, dazwischen das grobe Poltern des offenbar wieder angetrunkenen Spielerhansl. Eine große Menge Bauernvolk erfüllte den Hausflur, zankend und lärmend oder über die taumelnden Bewegungen des Puppenspielers lachend.

„Ich hab' die G'schicht jetzt satt!" rief die Schantlbäurin sehr energisch. „Schafft ihn 'naus! Wann er Vorstellungen geben will, so kann er wegen meiner drüben sein Zehnerl fordern! Hat eh schon sein Trautl klingeln lassen!"

Alle lachten. In diesem Augenblick bemerkte Josepha den Toni. Sie hob den Kopf höher und behandelte den Spielerhansl womöglich mit noch größerer Geringschätzung.

Da drängte sich von der Straße her ein junges Mädchen zur Hausthür herein. Als sie den Puppenspieler in solcher Verfassung sah, zuckte sie schreckhaft zusammen. Es war Trautl.

„Man hat auch seine Freund'!" grollte der Spielerhansl weiter. „Und wenn die Frau Schantl sich gleich einbilden möcht', daß 's ihren neuen Oberknecht auf ihre Seit' gegen mich kriegt — da thät' sich's irren!"

„Was sagt er da, der vertrunkene Hallodri?" stammelte Josepha.

„Ich weiß wohl, was der Frau Neuwirthin in's Köpfl gefahren ist — die Rosel hat mir's wohl g'sagt! Aber — hoho! Der Toni g'hört mir und meinem Trautl!"

„Vater!" schrie das Mädchen auf.

Toni war dunkelroth vor Zorn an den Puppenspieler herangetreten, packte ihn am Arm und schob ihn nach der Thür. „Geh'! Schlaf' erst aus, eh' D' unter Leut' gehst!"

„'naus mit ihm!" kam es rauh und in größter Erregung von den bebenden Lippen der Schantlbäurin. „Ich mach' von meinem Hausrecht Gebrauch."

„Das ist nur die Wuth — nur die Wuth!" schrie der Puppenspieler. „Weil er mir beisteht — und nit Dir, der Toni!"

Im Nu war der Spielerhansl an die Luft gesetzt. Trautl wurde vom Strom mit fortgerissen.

In diesem Augenblick erklang Musik. Ein paar böhmische Musikanten, die in der Schankstube Aufstellung genommen hatten, begannen einen lustigen Tanz zu fiedeln.

„Jetzt wird's lustig!" riefen einige Burschen. „Jetzt wird g'walzt!"

„Ah — nix da! Wir gehen zum Spielerhansl!" schrien die Ausgelassensten. „Wer geht mit?"

„Zum Puppenspieler! Zum Puppenspieler!" schrie es im Chore.

Die Schantlbäurin rief mit erzwungener Lustigkeit: „Na, ich denk', wir machen hier ein Rundtänzl! 's ist eh nur einmal Pfingsten im Jahr!"

„Erst noch!" stimmten ein paar Burschen bei. Gleich trabten einige Paare in die Schankstube. Das Scharren auf dem mit weißem Sand bestreuten Estrich mischte sich alsbald genau nach dem Rhythmus in die Begleitung der Walzermelodie.

Der Flur wurde leer. Die alte Zierl stieß ihren Sohn in die Seite und sagte, auf die Schantlbäurin weisend: „Jetzt — was bist Du für ein Bub? Mach' Dein Kumpelment. Kunnst's schon einmal wagen."

Da vernahm man lautes Weinen vom Anbau her, dazwischen das übertriebene, theatralische Schreien des Spielerhansl und das rohe Lachen des lustigen Auditoriums.

Den Toni duldete es nicht länger. Er wollte das Trautl denn doch nicht schutzlos unter den ausgelassenen Burschen wissen.

Die Schantlbäurin sah ihn mit ihrem verführerischsten Lächeln an. Sie wiegte sich in den Hüften nach dem Takt der Melodie. Ein paarmal 'rum — dazu fand auch die vielbeschäftigte Frau Wirthin Zeit, wenn so ein schmucker Tänzer bitten käme.

Aber der Toni verstand ihre Blicke nicht. Und die Worte seiner Mutter wollte er nicht verstehen. Hastig stürmte er zur Thür hinaus.

„Ich glaub', heut' wird noch g'rauft!" sagte Rosel, die eine scharfe Beobachtungsgabe hatte, vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)

Nikita I., Fürst von Montenegro.

(Mit Porträt auf Seite 17.)

Der jetzige Schwiegervater des Kronprinzen von Italien, Fürst Nikita (Nikolaus) I. von Montenegro, dessen Porträt wir auf S. 17 den Lesern vorführen, ist geboren am 7. Oktober 1841 als Sohn des Mirko Petrowitsch, Bruders des Fürsten Danilo, dem er am 14. August 1860 in der Regierung folgte. Schon 1862 begann er einen Krieg mit der Türkei, der jedoch unglücklich für die Montenegriner verlief. Nikita schloß sich nun eng an Rußland an, von dem er eine beträchtliche Rente zugewiesen erhielt, und begann 1876 zugleich mit Serbien einen neuen Krieg gegen die Pforte, in dem Rußland ihn mit Geld, Munition und Lebensmitteln unterstützte. Im Berliner Vertrag erhielt er nicht nur die Anerkennung seiner Souveränität, sondern auch eine erhebliche Vergrößerung seines Gebietes. Auch als Dichter hat er sich einen Namen gemacht. Vermählt ist der Fürst seit 8. November 1860 mit Milena Petrowna Wukotitschowa. Ihre beiden ältesten Töchter sind mit russischen Großfürsten vermählt, die dritte, Prinzessin Helene, ist jetzt Kronprinzessin von Italien, die beiden jüngsten Schwestern sind noch unvermählt. Der Erbprinz Danilo (geboren am 29. Juni 1871) hat noch zwei jüngere Brüder.

Beim Stiergefecht.

(Mit Bild auf Seite 20.)

Bei den spanischen Stiergefechten erscheinen die Picadores zu Pferde und mit einer langen Lanze bewaffnet. Stürzt nun der von den rothen und gelben Tüchern der Capadores gereizte Stier auf ein Pferd los, so hält ihn der an Beinen und Brust mit dickem Rindsleder geschiente Picador mit seiner Lanze von sich ab und bohrt ihm deren scharfe Spitze in den Rücken. Unter dem Gegendruck des wüthenden Stieres bricht aber oft die Lanze, dann erhält der Gaul dessen Hornstoß in den Leib und bricht mit herausfallenden Gedärmen zusammen. Auch der Picador geräth in einem solchen Falle in Gefahr und muß trachten, durch sein zusammenbrechendes Pferd so lange gedeckt zu sein, bis der Stier durch die herbeieilenden Capadores abgelenkt wird. Nun kann der Picador über die Schranke hinwegklettern, wobei man ihm, wie auf S. 20 dargestellt, Hilfe leistet, denn durch seine Beinpanzerung ist er allein zu schwerfällig dazu, zumal wenn es eilig mit dem Flüchten sein muß.

Der Blizzard.

Erzählung von **Valentin Fern.**

Als die Nord-Pacificbahn durch das fruchtbare Land Dakota gebaut worden war, entstanden rasch, wie ja gewöhnlich bei solcher Gelegenheit in Amerika, zahlreiche kleine Ortschaften längs der Bahnlinie. Eines dieser Städtchen — zur Zeit unserer Geschichte noch recht unbedeutend, aber jetzt immer mehr emporblühend — heißt Jamestown. Dort hatte sich ein junger deutscher Arzt niedergelassen und schnell eine gute Praxis erlangt. Da es

noch keine Apotheke im Orte gab, war er auch zugleich Apotheker.

Doktor Ulrich Becker bewohnte mit seiner Frau, einer hübschen, munteren und liebenswürdigen jungen Dame, ein eigenes Haus, das er gekauft hatte, denn er war nicht ohne Mittel nach dem Westen gezogen.

Eine gelungene Kur machte ihn rasch in der ganzen Gegend weit und breit bekannt. Ein alter Trapper nämlich, der in der Nähe des Städtchens bei den Indianern hauste, war seit Jahren am grauen Staar völlig erblindet, bis ihm Doktor Becker durch eine geschickte Operation wieder das Sehvermögen verschaffte. Die Dankbarkeit des alten Mannes war grenzenlos. Nicht nur, daß er dem Arzte eine Menge harter Dollars aufdrang, er ließ auch in der Folgezeit keine Gelegenheit vorübergehen, seinen Dank zu beweisen und den Arzt zu empfehlen, wo er nur konnte.

Nahe bei dem Blockhaus des Trappers wohnten einige seßhafte Indianerfamilien, die ihre alten Gewohnheiten zum Theil abgelegt hatten und in friedlicher Weise sich mit Viehzucht, besonders aber mit Pferdehandel beschäftigten.

Eines Tages im Sommer — der in Dakota sehr warm und schön ist — sah Frau Doktor Becker aus dem Fenster auf die Straße hinaus und erblickte zwei berittene Indianer. Der Eine war ein herkulisch gebauter Mann von reichlich vierzig Jahren und sein Kopf mit einer schrägen weißen Binde umwunden, welche das linke Auge völlig verdeckte. Sein Gesicht zuckte zuweilen vor Schmerzen, welche selbst der ihm anerzogene indianische Stoicismus nicht überwinden zu können schien. Sein Begleiter war ein Jüngling, wahrscheinlich sein Sohn.

„Ulrich!“ rief sie, „ich glaube, Du bekommst sogleich indianische Kundschaft!“

„Das kann wohl sein,“ sagte der junge Arzt, ebenfalls aus dem Fenster blickend. „Ja,



Beim Stiergefecht: Flucht eines gefährdeten Picadors. (S. 19)

es ist schon so: die beiden Rothhäute wollen zu mir. Nun, sie sehen ja anständig aus.“

Das war auch wirklich der Fall. Die beiden civilisirten Indianer waren recht gut gekleidet, so wie die Trapper des Westens. Jetzt hielten sie an, saßen von den Pferden ab, banden diese an den Lattenzaun, welcher das Vorgärtchen umgab, und traten in's Haus. Gleich darauf befanden sie sich im Sprechzimmer des Arztes.

„Ihr seid der kluge Medizinmann, der Blinde sehend zu machen versteht,“ begann der ältere Indianer in ganz gutem Englisch. „Der alte Jones ist mein Freund und Schwager, er hat vor vielen Jahren meine Schwester geheirathet. Ihr habt ihn wunderbar geheilt. So bitte ich Euch, helft nun auch mir. Mein linkes Auge schmerzt fürchterlich seit zwei Stunden. In unseren Wigwams weiß Niemand Rath.“

Der Arzt schob einen Stuhl zum Fenster und hieß den Patienten sich darauf setzen. Dann nahm er behutsam die Binde von dem entzündeten schmerzenden Auge. Zuerst vermochte auch er die Ursache der Erkrankung nicht zu erkennen. Als er aber eine scharfe, stark vergrößernde Lupe zu Hilfe nahm, entdeckte er die Ursache sofort. Es war ein winziges Insekt, ein sogenannter „Sandhüpfer“, in's Auge des Indianers gerathen und verursachte die heftigsten Schmerzen. Das Thierchen hatte sich an der Pupille festgekrallt oder darin eingebohrt und vermochte sich anscheinend, trotz aller Anstrengungen, die es machte, nicht wieder loszuarbeiten.

Der Indianer ächzte vor Schmerzen.

„Sogleich will ich das Uebel beseitigen,“ sagte Doktor Becker tröstend.

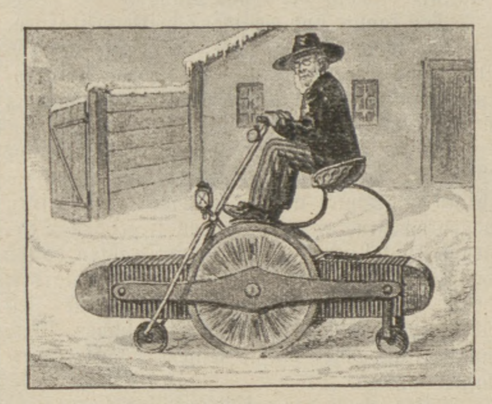
Er nahm eine medizinische Flüssigkeit und bestrich damit sanft mittelst eines kleinen weichen Pinsels die Pupille des erkrankten Auges. Das Mittel half fast augenblicklich. Denn das winzige Thierchen, so empfindlich berührt, machte eine verzweifelte Anstrengung, riß sich plötzlich los und war im nächsten Moment spurlos verschwunden. Der Indianer empfand sogleich mit Behagen Linderung seiner Schmerzen.

„Das wäre besorgt,“ sagte der Arzt. „Morgen Früh wird Euer Auge wieder gesund sein.“

Die beiden Rothhäute, Vater und Sohn, schauten erstaunt den Doktor an, der nach ihrer Meinung nur durch Zauber so geschwind die erwünschte Heilung bewirkt haben konnte.

Der Indianer stand auf, brachte bedächtig ein Lederſäckchen voll Silberdollars zum Vorschein und überreichte es mit dankbarem Blick dem Arzte. Dieser öffnete das Säckchen, entnahm demselben zwei Dollars und gab das

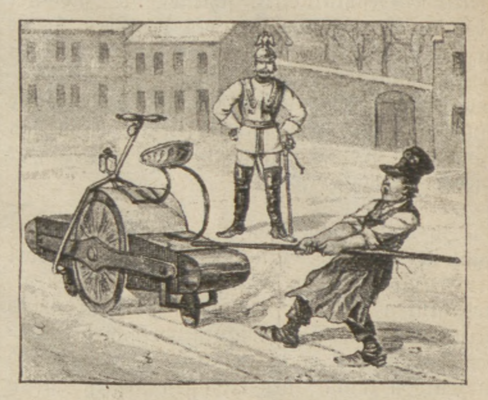
Humoristisches: Der elektrische Motor.



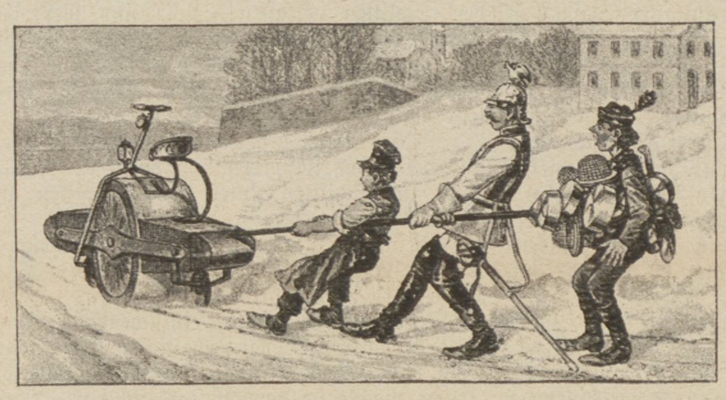
Herr Tüftel hat in stillen Stunden
Den neuen Selbstmotor erfunden.
Es funktionirt der Mechanismus
Durch den Elektromagnetismus.



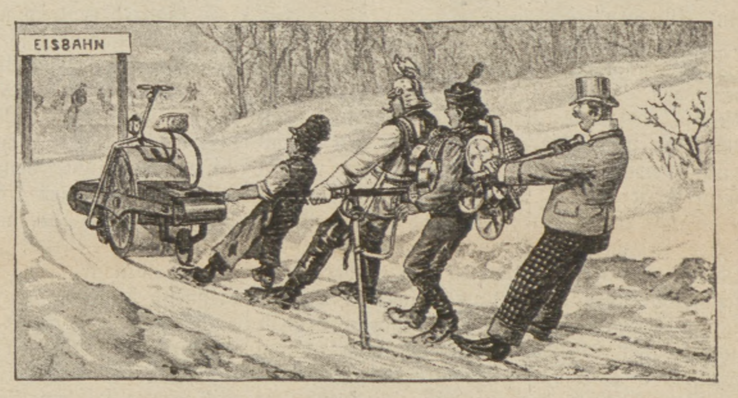
Als endlich er das Ding probirt,
Da geht die Sache wie geschmiert;
Doch der Erfinder von dem Stück
Wird abgesetzt und bleibt zurück.



Ein Schmiedelehrling will es halten,
Doch da magnet'sche Kräfte walten,
So bleibt mit seiner Eisenstangen
Der Schmiedelehrling daran hangen.



Vergebens sucht ein Kürassier,
Zu halten dieses Ungethier,
Er und der Mausefallenmann,
Sie bleiben Beide haften d'ran.



Auch mit dem Stocke, erzbeschlagen,
Der Gigerl wird davon getragen,
So geht es fort in wilder Flucht
Auf eine Eisbahn, stark besucht.



Und was auf stahlbeschwingtem Fuß
Sich naht, dem Zuge folgen muß:
Die Wurstfrau und der Lieutenant,
Der Backfisch und, der Musikant.



Da endlich wird die Last zu groß,
Es bricht das Eis, die Kraft läßt los.
Zum Glücke ist's — mit dumpfem Falle
Hier auf dem Rücken liegen Alle.



Herr Tüftel aber steht am Rand,
Allwo das Ungethüm verschwand,
Und spricht: „Fortan mir Jeder bleibe
Mit Elektrizität vom Leibe!"

Uebrige zurück. „Zwei Dollars sind genug," sagte er. „Für eine so einfache Hilfeleistung beanspruche ich nicht mehr."

Ebenso erstaunt, wie über die ihnen unbegreifliche Geschicklichkeit, schienen die Indianer über die Uneigennützigkeit des deutschen Arztes zu sein. Ein Yankeedoktor hätte sicherlich anders gehandelt und keinen Dollar zurückgewiesen, das dachten sie wohl. Einige Dankesworte murmelten sie noch und verließen dann das Zimmer. Wenige Minuten nachher ritten sie wieder ihrem Dorfe zu.

— — — — — — — — — —

So warm und schön der Sommer in Dakota ist, so rauh, kalt und grimmig ist dort der Winter. Wenn von Norden her über die ungeheuren Ebenen der eiskalte Sturmwind herunterbraust, Schneemassen vor sich her treibend, so wüthet er so entsetzlich, daß man sich in Europa kaum einen richtigen Begriff davon machen kann. Nur in den weiten Steppen Sibiriens und in der großen Tatarei kennt man Aehnliches.

Ein solcher Schneesturm heißt in Dakota ein „Blizzard".

Der Wind ist so heftig, daß nur festgebaute Häuser und starke Bäume ihm zu widerstehen vermögen. Eisenbahnwagen wirft er aus dem Geleise, beladene Frachtwagen stürzt er um. Menschen und Thiere schmettert er mit furchtbarer Gewalt nieder in den Schnee, wo sie dann erfrieren.

Droht ein Blizzard, so sucht dort zu Lande Jeder schleunigst sich nach einem schützenden Obdach zu retten. Zuweilen bricht aber dieser gefährliche Nordorkan so plötzlich los, daß manche sich im Freien aufhaltende Leute ihm nicht mehr zu entrinnen vermögen. Vor wenigen Jahren erst ist es in Dakota vorgekommen, daß Schaaren von Schulkindern, die auf dem einige englische Meilen langen Wege vom Schulhause bis zu den Wohnungen ihrer Eltern von einem Blizzard überrascht wurden, sämmtlich umkamen. Man fand nachher die jungen Leichen, zu Haufen zusammengewirbelt, im Schnee. Fast alljährlich fordert der Blizzard auf solche Art seine Opfer. Rinder kommen oft hundertweise dabei um.

Es war im Januar und sehr kalt, das Thermometer zeigte 18 Grad Celsius Kälte an, dabei aber war der Himmel blau und die Luft still — ein prächtiges Wetter für Schlittenfahrten, wenn man nur Pelze genug hatte, um sich warm und behaglich darin einzuhüllen.

Eines Vormittags fuhr mit klingendem Schellengeläut ein Schlitten vor Doktor Becker's Thür. Aus dem Gefährt stieg der in Pelz gehüllte Farmer Ingraham und ging in's Haus.

Er hatte zwei kleine Kinder, welche erkrankt waren und die der deutsche Arzt seit einiger Zeit behandelte.

„Doktor, es ist in letzter Nacht wieder schlimmer geworden mit meinen Kleinen," sagte er. „Meine Frau ist deswegen in großer Angst. Ich muß Sie bitten, gleich mit mir zu fahren."

„Gerne, Sir," versetzte Becker und erkundigte sich dann eingehend nach dem Zustand der kleinen Patienten, um darnach zweckmäßige Arzneimittel auswählen und mitnehmen zu können.

Er hüllte sich in seine Pelze, setzte eine Pelzmütze auf, welche auch die Ohren schützte vor der Kälte, nahm Abschied von seiner Frau und stieg draußen in den bequemen Schlitten zu dem Farmer. Geschwind glitten sie durch die Hauptstraße von Jamestown und dann hinaus über die schimmernde weite schneebedeckte Prairie nach nordwestlicher Richtung.

Ingraham's Farm lag etwa zehn englische Meilen von dem Städtchen entfernt. Die Strecke wurde in sehr kurzer Zeit zurückgelegt. Der Arzt fand den Zustand der Kinder nicht besorgnißerregend. Er beruhigte Frau Ingraham und gab ihr die nöthigen Weisungen in Betreffs der Anwendung des Arzneimittels, welches er mitgebracht hatte. Darauf speiste er mit dem Farmer auf dessen dringende Einladung zu Mittag. Dann wollte er nach Hause. Ingraham hatte befohlen, ein anderes Pferd vor den Schlitten zu schirren. Er wollte selbst den Doktor zurückbringen nach der Stadt. Da kam der Knecht, ein ältlicher Mann, herein und flüsterte ihm zu, daß er befürchte, das bisher so schöne Wetter werde sich bald ändern. Es sei ein verdächtiger grauer Wolkenstreifen am nördlichen Horizont zu sehen.

Der Farmer machte ein besorgtes Gesicht und ging zu einem Barometer hin, welches an der Wand des Zimmers hing. Nachdem er einen Blick darauf geworfen, sagte er zu dem Arzt: „Sir, ich glaube, es wird am besten sein, Sie bleiben vorläufig hier."

„Warum?" fragte Doktor Becker.

„Weil, wenn nicht Alles trügt, ein Unwetter im Anzuge ist."

„Ist das Barometer gefallen?"

„Ganz bedeutend und auffallend rasch."

Becker schaute aus dem Fenster.

„Der Himmel ist doch noch klar," sagte er.

„Ja, über uns. Aber im Norden ist wolkiger Dunst. Diese Nordstürme kommen uns hier gewöhnlich blitzschnell über den Hals. Sie wissen das nicht, denn wir haben in diesem Winter noch keinen richtigen Blizzard gehabt."

„Ich muß aber nothwendig nach Hause," sagte Doktor Becker, „denn ich habe in der Stadt Patienten, die meiner Hilfe auch heute dringend bedürfen."

„Dann ist es etwas Anderes, Doktor. Wenn es durchaus nöthig ist —"

„Ja, es muß sein. Wir kommen wohl mit Ihrem frischen Pferde noch vor Ausbruch des Unwetters nach der Stadt."

„Wollen das Beste hoffen, Doktor! Will's zu meiner Frau sagen, daß ich, falls es stürmisch würde, die Nacht über in Jamestown bleiben werde, so daß sie sich nicht zu beunruhigen braucht, wenn ich heute nicht heimkehre." —

So fuhren die Beiden denn ab, zuerst an einigen benachbarten Farmen vorbei, dann über die offene Prairie nach Südosten zu, und rasch legten sie die erste Hälfte des Weges zurück.

Zuweilen schaute der Farmer besorgt nach Norden. Immer unheilverkündender thürmte sich dort eine dunkelgraue Nebelwand empor, die fast schon den Zenith erreichte. Er peitschte das Pferd zu noch rascherem Laufe, so daß es trotz der heftigen Kälte schäumte und den Athem in dicken Dampfstrahlen durch die Nüstern blies.

Es war merkwürdig still in der Natur, kein lebendes Wesen ringsum zu erblicken im meilenweiten Umkreis bis zum Horizont. Die Raben, Krähen und anderen Vögel, welche im Winter die Schneedecke der Prairie beleben, hatten sich alle anscheinend verkrochen in instinktiver Vorahnung des kommenden Unheils.

Da erscholl plötzlich von Norden her donnerndes, tosendes Geräusch, wie von einer fernen furchtbaren Brandung. Das Pferd vor dem Schlitten wieherte angstvoll.

„Der Blizzard!" schrie Ingraham erschrocken. „Gleich kommt das Wetter über uns!"

Und es kam nach einer Minute. Mit einer ungeheuren Woge von Schnee brauste der Orkan über die Prairie, Alles vor sich her treibend oder niederwerfend. Da war kein Standhalten möglich. Das Pferd sprang zur Seite und raste dann mit dem Schlitten nach Süden, mitten in der Schneewolke, mitten im heulenden Orkan.

Der Farmer mußte es wohl geschehen lassen, denn die Richtung nach Südosten beizubehalten, wäre ganz unmöglich gewesen, der Schlitten wäre umgeworfen worden. Und grimmigste Eiseskälte, wie direkt vom Nordpol, brachte der Blizzard mit, eine Kälte, welche durch die dicken Pelze und sonstige Winterkleidung der beiden Männer bis auf die Haut drang.

Man konnte nur wenige Schritte weit sehen, da der feine Schnee dicht die Luft erfüllte. Und auch die Gesichter der beiden Schlitteninsassen und das unglückliche Pferd peitschte er wie mit Eisnadeln.

Die rasende Fahrt dauerte nur wenige Minuten, denn plötzlich stürzte das Pferd röchelnd im Schnee nieder. Es war gegen einen abgebrochenen und am Boden liegenden Telegraphenpfahl gerannt, in dessen Drähten es sich verwickelte, und hatte anscheinend beide Vorderbeine gebrochen. Doch war gar keine Zeit übrig, das Unheil näher zu untersuchen. Das unglückliche Thier mußte seinem Schicksal überlassen werden.

Das Geheul der tosenden Windsbraut war so gewaltig, daß Ingraham, um verstanden zu werden, sich dicht an den Doktor klammern und ihm in's Ohr schreien mußte: „Wir müssen den Schlitten verlassen! Wir sind hier am Geleise der Pacificbahn! Ich weiß ungefähr wo! Ein Stationsgebäude ist nicht weit von hier! Dorthin müssen wir kriechen, am Geleise entlang, um unser Leben zu retten!"

„Wär's nicht besser," schrie der Doktor, und die Zähne klapperten ihm dabei vor Frost, „hier im Schlitten unter den Pelzdecken zu bleiben?"

„Nein, Sir, wir müssen ein schützendes Obdach suchen, sonst erfrieren wir hier! Die Kälte wird immer grimmiger!"

Dagegen war nichts einzuwenden. Die Kälte nahm in der That gewaltig zu; sie mochte wohl schon 25 Grad Celsius übersteigen und der Sturm machte sie doppelt stark fühlbar. Niemals zuvor in seinem Leben hatte Doktor Becker die Wirkung der Kälte so empfunden. Der feuchte Athem gefror, so wie er aus dem Munde kam, und überzog die Bärte der beiden Männer mit Eis. Auf ihren Gesichtern bildeten sich Eiskrusten; besonders schmerzhaft war dies für die Augen, die sie jeden Augenblick reiben mußten, um nur noch einigermaßen sehen zu können.

Als die Beiden aus dem Schlitten steigen wollten, fanden sie das auch schwierig, denn es war unmöglich, sich aufrecht zu erhalten. Der wüthende Orkan erfaßte sie sogleich und warf sie zu Boden.

„Vorwärts, Doktor!" schrie der Farmer. „Es gilt unser Leben!"

Und er kroch am Geleise des Bahnkörpers entlang nach Westen. Die Schienen waren streckenweise zu sehen, denn der Sturmwind hatte den Schnee davon weggefegt. Freilich schüttete er dann zuweilen auch ganze Massen von Schnee wieder darüber hin.

Doktor Becker kroch hinterher, immer sich an die Schienen klammernd. Diese Fortbewegung war höchst anstrengend für Beide in ihrer schweren Pelzkleidung. Dabei durchkältete der furchtbare eisige Wind sie immer mehr.

Nach einer Viertelstunde ermattete der Deutsche zuerst.

„Ich kann nicht weiter!" stöhnte er.

„Muth, Doktor! Es sind nur noch einige hundert Schritte bis zur Station!"

Noch fünf Minuten vergingen.

„Ich kann nicht mehr!" ächzte der Arzt. „Ich bin ganz starr und steif!"

Ingraham hörte ihn nicht. Das Geheul des Orkans übertoste jeden Laut. Als er nach einer kleinen Weile wieder einmal die Schnee- und Eiskruste aus den Augen rieb und sich umschaute, gewahrte er seinen Begleiter nicht mehr hinter sich.

„Er hat nicht weiter können," dachte er.

„Der arme Kerl! Umkehren, um ihn zu suchen, wäre auch für mich sicherer Tod, denn ich bin auch fast gänzlich erschöpft. Erreiche ich lebend die Station, so sende ich ihm Leute zu Hilfe!"

Und er kroch wieder vorwärts. Endlich sah er durch den Wirbelschnee die Station seitwärts von sich, ein starkes, geräumiges Holzgebäude, das einigermaßen vor dem Nordsturm geschützt war, weil es vor einer Hügelanschwellung des Prairiebodens sich befand. Hier raste deshalb der Orkan nicht ganz so fürchterlich. Ingraham konnte sich aufrichten. Er stieg schwerfällig auf den Bahnsteig und taumelte gegen die Thür des Hauses.

Im Wartezimmer des Stationsgebäudes saßen zehn Leute beisammen, die theils zur Station gehörten, theils dort rechtzeitig vor den Schrecknissen des Blizzards Zuflucht gesucht und gefunden hatten. Ein mächtiges Feuer, von riesigen Holzscheiten genährt, prasselte im Kamin. Entfernte man sich aber nur wenige Schritte von der Gluth, so spürte man doch sogleich, wie die entsetzliche Kälte, welche der Nordsturm brachte, in's Haus drang.

Einige Bahnarbeiter saßen beim Feuer und rauchten ihre Pfeifen. Sie hatten ja nichts zu thun. Wegen Schneeverwehungen stockte der Bahnverkehr doch vorläufig völlig. Dann war der Stationsbeamte da, und auch dessen Frau, ferner der alte Trapper Jones, der schweigsam abseits saß. Der Stationsbeamte trat zum Fenster und hauchte so lange auf eine der dickgefrorenen Scheiben, bis er durch eine kleine klare Stelle blicken konnte auf ein draußen befestigtes Thermometer. „27 ½ Grad Kälte," sagte er. „Ich kalkulire, am Nordpol kann es zu dieser Zeit nicht viel schlimmer sein!"

Fürchterlich erschütterte im selben Augenblick der Sturmwind das Haus, so daß die Dachbalken knackten und knarrten.

„Himmel!" rief die Frau, „ich glaube das Haus fällt um!"

„Es hat wohl keine Noth," sprach tröstend ihr Mann. „Das Gebäude ist sehr fest. Es hat schon früher einmal einen solchen Blizzard recht gut ausgehalten."

In diesem Augenblicke flog mit einem Krach die Thür auf, und herein taumelte der Farmer Ingraham, über und über, auch das Gesicht, mit einer Schnee- und Eiskruste bedeckt.

„Ich bin Ingraham von der Farm am Hickorybach!" keuchte er. „Mit Mühe habe ich mich hierher gerettet. Leute, ich bitte euch, eilt schnell dem deutschen Doktor von Jamestown zu Hilfe! Er liegt drei- bis vierhundert Schritte östlich von hier auf dem Bahngeleise!"

Und ganz erschöpft sank er nieder. Mehrere Leute bemühten sich gleich geschäftig um ihn.

„Ich darf meinen Posten nicht verlassen," sagte der Stationsbeamte. „Auch würde meine Frau das nicht zugeben —"

„Nein, gewiß nicht, Charles!" schrie die Frau.

Er wandte sich an die Bahnarbeiter: „Ihr da aber, als kräftige Männer, könntet das Rettungswerk wohl versuchen."

„Fällt uns gar nicht ein!" rief Einer. „Bei solchem Wetter gehen wir nicht hinaus. Und wenn der Präsident der Vereinigten Staaten selber draußen läge, wir würden ihn liegen lassen! Jeder ist sich selber der Nächste."

„Jawohl!" bestätigten die Anderen. „Wer ein gutes Dach über dem Kopfe hat, der rennt nicht in den Blizzard hinaus. Jeder ist sich selbst der Nächste!"

Der alte Trapper hatte sich erhoben.

„Jones, was wollt Ihr?"

„Ich will den Doktor hereinholen," antwortete der Alte einfach. „Als ich erblindet war, hat er mir das Augenlicht wieder verschafft. Ich helfe gern jedem Menschen in der Noth, besonders aber dem deutschen Doktor."

„Kalkulire aber, Ihr seid nicht mehr kräftig genug, um der Wuth des Schneesturmes und der furchtbaren Kälte draußen zu trotzen."

„Will's aber doch wenigstens versuchen!"

Und Jones ging hinaus. Der Stationsbeamte begleitete ihn bis zur Thüre und sah ihm nach, wie er sich auf die verschneiten Schienen warf und mühsam nach Osten zu die Bahn entlang kroch. Kopfschüttelnd murmelte er: „Glaube nicht, daß der Alte das Wagestück fertig bringt! Vielleicht geräth er dadurch selbst in's Verderben!"

„Thüre zu!" brüllten die Bahnarbeiter.

Der brave Mann trat zurück in's Zimmer und lief frostbebend sogleich zum Feuer hin.

Fünf Minuten vergingen. Da wurde abermals die Thür geöffnet und herein kamen zwei von Schnee und Eis starrende Indianer, Vater und Sohn, Beide sehr zweckmäßig in eng anschließende Pelzkleidung gehüllt. Mit ihnen kam ein kleiner, häßlicher, struppiger Hund, der eifrig den Schnee von seinem zottigen Fell schüttelte. Es waren die beiden Rothhäute, welche wir schon zu Anfang unserer Erzählung kennen gelernt haben.

„Ist mein Schwager Jones hier?" fragte, sich umblickend, der indianische Herkules. „Meine Schwester ist in Sorge um ihn; sie bat uns, hier nachzusehen."

„Wie seid ihr Beiden denn durch den höllischen Blizzard gekommen?"

„O, wir machen uns nicht so viel aus Sturm und Kälte, wie die weißen Männer! Wir hatten ja den Wind auf dem Rücken, und da sind wir auf unseren Schneeschuhen gleichsam hergeflogen wie Eisvögel. — Also Jones ist nicht hier?"

„Er war vor wenigen Minuten hier, ist aber fortgekrochen, um den deutschen Doktor zu suchen. Der liegt — ob noch lebend oder todt, wissen wir nicht — einige hundert Schritt von hier auf dem Schienengeleise."

„Der Doktor ist ein guter Mann," sagte der Indianer. „Ich schulde ihm Dank, und er nahm damals nur zwei Dollars."

Dann rief er seinem Sohne ein paar Worte zu, und Beide eilten hinaus, mit ihnen der kleine zottige Hund.

Der Stationsvorsteher sah ihnen nach. Sie warfen sich auf die Schienen und krochen schnell und mit Schlangengewandtheit in das fürchterliche Schneetreiben hinein.

„Jetzt ist wohl einige Aussicht auf Rettung vorhanden sowohl für den alten Trapper, wie auch für den deutschen Doktor, falls dieser noch nicht erfroren ist," sagte der Stationsvorsteher. „Ja, diese Rothhäute! Selbst in solchem schrecklichen Blizzard wissen sie sich noch zu helfen. Man hat nie davon gehört, daß einer von ihnen in einem Schneesturm um's Leben gekommen ist!" —

Nach kurzer Zeit kehrte der junge Indianer zurück mit dem alten Trapper, den er hinter sich her schleppte. Der alte Mann war fast erstarrt.

Jones hatte nur ungefähr zweihundert Schritte vorwärts kriechen können, dann hatte der Sturmwind eine ungeheure über die Prairie rollende Schneewoge über ihn geworfen, aus welcher er sich nicht herauszuarbeiten vermochte. Mit Hilfe des Hundes hatten die Indianer ihn entdeckt und rasch aus seinem Schneegrabe befreit.

Der ältere Indianer war dann weiter gekrochen mit dem Hunde, um den Doktor zu suchen. In der That kam er bald mit dem völlig Erstarrten an, der schon bewußtlos war. Der halb Erfrorene wurde auf Wolldecken gelegt und die Indianer rieben ihn mit sachkundigem Eifer und verstanden es richtig, den Deutschen aus der Erstarrung wieder zum Leben zu erwecken. Gerade zur rechten Zeit waren sie gekommen. Vielleicht einige Minuten nachher wäre es zu spät gewesen! —

Und der fürchterliche Schneesturm tobte noch immer fort. Doch die Geretteten befanden sich nun in Sicherheit im Stationsgebäude der Pacificbahn. Als nach vielen Stunden der Blizzard endlich ausgewüthet hatte und zugleich auch die strenge Kälte etwas nachließ, konnten sie nach Hause zurückkehren.

In der Folgezeit verband den deutschen Arzt mit seinen wackeren indianischen Rettern immer die herzlichste Freundschaft. —

Sehr viel Schaden hatte der gewaltige Nordsturm in Dakota angerichtet, Hunderte von Telegraphenpfählen umgeworfen, Häuser zerstört und Bäume entwurzelt. Auch einige Menschen waren dabei um's Leben gekommen. Das Haus des Doktors in Jamestown war nicht beschädigt worden; nur den Lattenzaun des Vorgärtchens hatte der Wind weggeblasen. Seine Frau hatte viel Angst um ihn gehabt. Wie froh war sie, als er gesund wieder kam!

Das aber hat sie sich fest vorgenommen: droht ein Blizzard, darf er nie wieder aus dem Hause.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine schlaflose Nacht. — Der englische Unterstaatssekretär Evan Nepean vermochte in einer Nacht durchaus keinen Schlaf zu finden. Nachdem er sich bis zwei Uhr Morgens auf seinem Lager umhergewälzt, fiel es ihm ein, sich durch einen Spaziergang Bewegung zu verschaffen. Er sprang denn auch, als der Morgen zu grauen begann, aus dem Bette, kleidete sich an und ging in den Regentspark hinab. Derselbe war, wie vorauszusehen, um diese Zeit menschenleer, und Sir Evan begegnete keiner anderen Person, als den auf und ab gehenden Schildwachen.

Beim Promeniren kam er mehrmals an dem Gebäude seines Ministeriums vorbei, und endlich fiel es ihm ein, sich durch eine Seitenthür, zu der er den Schlüssel immer bei sich führte, in dasselbe einzutreten. Im Expeditionszimmer fand er das Journal vom vorigen Tage noch auf dem Pulte. Er schlägt dasselbe mechanisch auf, ohne darin etwas Bestimmtes sehen zu wollen. Da fällt sein Blick auf folgende Worte in der Rubrik, welche die eingegangenen Schriftstücke anführt: „Begnadigung für die zum Tode verurtheilten drei Matrosen, nach York zu expediren."

Jetzt fällt ihm zu seiner größten Bestürzung ein, daß zwar der Befehl, das Begnadigungsdekret abzusenden, bereits am vorigen Tage gegeben, der wirkliche Abgang desselben aber noch nicht bescheinigt sei. Die Hinrichtung war bereits auf den frühen Morgen des folgenden Tages festgesetzt. Nepean durchsuchte das ganze Kopirbuch, ob sich die vermißte Bescheinigung nicht doch etwa fände. Aber sie fand sich nicht vor.

Sofort eilte er zur Wohnung seines Kanzleidirektors in Downing-Street, ließ denselben wecken und fragte ihn: „Ist die Verfügung, welche die Begnadigung der drei Matrosen bestimmt, nach York expedirt?"

„Ich kann mich in der That im Augenblick nicht darauf besinnen," erwiederte der schlaftrunkene Kanzleivorsteher.

„So denken Sie nach," entgegnete der Unterstaatssekretär lebhaft; „es gilt mehrere Menschenleben, und ich will nicht, daß sie bureaukratischem Schlendrian geopfert werden!"

„Ah ja, jetzt besinne ich mich," versetzte der Andere, „ich habe die Sache gestern an den Kronsekretär abgegeben, er muß sie nach York befördert haben, es gehört in sein Amt."

Sir Evan Nepean ließ sich nicht so leicht beschwichtigen. Immer lebendiger fühlte er, daß seine schlaflose Nacht mehr als Zufall sei, daß sie das Mittel zur Lebensrettung mehrerer Menschen sein solle, die zwar schwer gefehlt, aber doch nicht den Tod verdient hatten. „Haben Sie," fuhr er fort, „die Bescheinigung von dem Kronsekretär in Händen, daß der Befehl zur Begnadigung wirklich abgegangen ist?"

„Nein, Sir."

„Nun, so müssen wir uns auf der Stelle zu Jenem begeben. Kommen Sie — noch ist es Zeit, wir treffen ihn noch daheim."

Es war bereits in der vierten Morgenstunde. Der Kronsekretär wohnte sehr entfernt, und ein Gefährt war um diese Zeit noch nicht zu haben. Aber was half's! Der wichtige Zweck erheischte verdoppelte Anstrengungen. Sir Evan und sein Begleiter rannten mehr als sie gingen, indem der Vorgesetzte seinem Untergebenen mit gutem Beispiel voranging. Und das war gut; denn als man vor dem Hause des Kronsekretärs anlangte, wollte dieser eben in seinen Wagen steigen, um auf sein Landgut zu fahren.

Als derselbe aus dem Munde des hohen Beamten, dessen Erscheinen zu so ungewohnter Stunde ihn nicht wenig beunruhigte, vernahm, um was es sich handle, rief er bestürzt aus: „Hilf Himmel, daß ich dies auch vergaß! Ich habe den Befehl leider noch in meinem Pulte liegen, bitte tausendmal um Entschuldigung."

Einen Augenblick schaute der Unterstaatssekretär den pflichtvergessenen Beamten zornig an; aber schnell verwandelte sich die Aufwallung in Rührung, und er sprach bei sich: „Wunderbar! Mein Gott, ich danke Dir für die Qualen dieser schlaflosen Nacht!"

Der Kronsekretär holte schnell den Begnadigungsbefehl aus seinem Pulte, und Sir Evan eilte zum Postamte und übergab eigenhändig den Brief zur Bestellung durch Expressen.

Am folgenden Morgen traf das Schreiben in York gerade in dem Augenblicke ein, als die Verurtheilten den Karren bestiegen, der sie zum Richtplatz führen sollte.

Selten hat wohl eine schlaflose Nacht so reiche Früchte getragen! [—dn—]

Gut parirt. — Als der Abbé Beauvais einst nach Versailles berufen wurde, um vor Ludwig XV. zu predigen, erhob er seine Stimme kräftig gegen das lockere Leben mancher Kreise. Der König, welcher keine Lust hatte, diese Anspielungen auch auf sich zu beziehen, wandte sich an den Marschall v. Richelieu mit den Worten: „Nun, Richelieu, mir scheint, der Prediger hat brav Steine in Ihren Garten geworfen?"

„Ja, Sire," entgegnete der Marschall, „und zwar hat er sie mit solcher Wucht geschleudert, daß sie bis in den königlichen Park von Versailles zurückgeprallt sind." [G. S.]

Auch ein Diebstahl. — Im Feldzuge von 1809 prügelte einst ein französischer Chasseur einen Schwarzwälder Bauer, der eben ein Beutelchen mit einer kleinen ersparten Summe verstecken wollte. Der Oberst kam hinzu und fragte den Soldaten: „Warum prügelst Du diesen Menschen?"

„Herr Oberst," war die Antwort, „dieser Schurke da will uns sein Geld stehlen!" [G. Sch.]

Der Hafen von Triest.

Der Hafen von Triest.

(Mit Abbildung.)

Terrassenförmig am Fuße des Karstgebirges und an einer ausgedehnten Meeresbucht gelagert, bietet Triest, der wichtigste Hafen- und Seehandelsplatz der österreichisch-ungarischen Monarchie, von der See-, wie von der Landseite einen gleich malerischen Anblick. Den interessantesten Theil von Triest bilden die ausgedehnten Hafenanlagen mit ihrem bewegten Leben und Treiben. Der schöne geräumige neue Hafen im Norden (siehe unsere Abbildung), 1868 bis 1883 angelegt, umfaßt drei mächtige Bassins, vor denen sich außerhalb ein 1088 Meter langer fester Molo als Wellenbrecher hinzieht. Dicht hinter den Anländen liegt der Bahnhof der Wien-Triester Bahn, auf dessen südwestlicher Seite das großartige neue Zollgebäude und südlich von diesem, dem alten Hafen näher, das alte bescheidenere Zollgebäude. Links auf unserer Ansicht ist das Tergesteum (Tergeste hieß Triest bei den Alten), das gewaltigste Gebäude der Stadt, sichtbar, das ein ganzes Straßenviertel einnimmt. Das Innere dient als Börse, dann sind darin die Kanzleien des Oesterreichisch-ungarischen Lloyd, sowie an der Außenseite Läden, Agenturen u. s. w.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 4.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 2:
Was man nicht bedarf, ist um einen Pfennig zu theuer.

Silben-Räthsel.

1 | 2
3 | 4

Wenn brausend naht ein Sturmeswetter,
Sind 1 und 2 des Schiffers Retter.
Kein Segen kann sich da gestalten,
Wo 1 und 4 den Einzug halten.
Bei Schnee und Eis an Wintertagen
Verschaffen 3 und 2 Behagen.
Doch 3 und 4 sieht ohne Weilen
Durch's deutsche Land als Fluß man eilen.

Auflösung folgt in Nr. 4.

Logogriph.

Es liegt als Stadt im deutschen Land,
Dem frommen Pilger wohlbekannt.
Doch setzt man noch zwei l hinein,
So tönt's im Lenz aus Feld und Hain,
Wenn dort ein Vogel, leichtbeschwingt,
Zu Gottes Lob sein Liedchen singt.

Auflösung folgt in Nr. 4.

Auflösungen von Nr. 2:

des Arithmogriphs: 1) **W**ankelmuth, 2) **A**thlet, 3) **N**athan, 4) **K**uhlau, 5) **E**manuel, 6) **L**aute, 7) **M**akel, 8) **U**nke, 9) **T**hekla, 10) **H**ummel; des Homonyms: Anstand.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.